

Saba MBoundza

17 Dinge,
die wir von
80-Jährigen
lernen können

© des Titels »17 Dinge die wir von 80-jährigen lernen können« (978-3-96121-081-7)
2018 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München Nähere Informationen
unter: <http://www.mvg-verlag.de>



Verantwortung

Armin Lufer

*»Im Leben gewinnst du viel, wenn du deinen
Egoismus überwinden kannst.«*

Armin Lufer gehört zu den Interviewpartnern, die von sich aus auf mich zugekommen sind – und zu denjenigen, die in einer heute nicht mehr zu Deutschland gehörenden Gegend aufgewachsen sind. Zu Beginn unseres Telefonats eröffnete er mir, er habe bereits etwas niedergeschrieben, was für mich von Interesse sein könnte. Kurz nachdem wir uns verabredet hatten, lag der Text überraschenderweise in meinem Briefkasten. Herr Lufer hatte ihn mir netterweise per Post geschickt – 17 mit der Schreibmaschine verfasste Seiten über ein Leben, das der Breslauer nach der frühen Prägung durch die Hitlerjugend und die Einberufung in den Volkssturm einem bedeutsamen Anliegen gewidmet hat. Einem Anliegen, von dem er mir im Gespräch über seine Biografie erzählt hat.



Geboren bin ich im Februar 1929 in Breslau, in der Gartenstadt Carlowitz. Meine Eltern stammen von dort, die Vorfahren meines Vaters stammen aus Thüringen. Meine Schwester und ich werden demnächst die Leute besuchen, die jetzt in der Wohnung leben, in der wir geboren wurden. Denen habe ich auch schon von meiner Lebensgeschichte berichtet. Mit der Stadt Breslau verbinde ich nicht nur meine Kindheit und Jugend, ich finde es auch persönlich notwendig zu erklären, was sich zuge tragen hat, sodass dort heute keine Deutschen mehr leben. Deshalb habe ich in den letzten Jahren, im Rahmen eines Breslauer Stammtisches, verschiedene Vorträge zur Geschichte meiner Geburtsstadt gehalten und von meinen persönlichen Erlebnissen erzählt.

Ich wurde mit 15 Jahren, im August 1944, in den Volkssturm eingegliedert und habe bis zu diesem Zeitpunkt erst die Volks-, dann die Mittelschule besucht. Ich wäre im April 1945 fertig geworden mit der Schule. Doch dann wurde die Stadt Breslau zur Festung gemacht und ich absolvierte nur eine Notreifepfung.

© des Titels »17 Dinge die wir von 80-Jährigen lernen können« (978-3-96121-081-7)
2018 by myg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München Nähere Informationen
unter: <http://www.myg-verlag.de>

Ab dem 22. Januar 1945 war ich mit 16 Jahren Soldat. Das war ein harter Einschnitt für uns. Breslau und Schlesien waren bis 1944 so etwas wie der Luftschutzbunker für die übrige Bevölkerung Deutschlands gewesen, besonders aus dem Rheinland und dem Ruhrgebiet. Dort waren die Menschen ja schon in den Jahren 1941 bis 1943 dem Bombardement ausgesetzt, so kamen viele nach Breslau. Bis August 1944 war die Stadt von jedem Bombenangriff verschont geblieben. Dann fielen im September erstmals Bomben auf unsere Nachbarschaft. Und das war ein kleiner Vorgeschmack auf das, was noch kommen sollte. Diesen Luftangriff habe ich selbst nicht miterlebt, weil ich da schon an der Ostgrenze beim Stellungsbau eingesetzt wurde. Die Menschen hatten bis zu diesem Zeitpunkt zwar mitbekommen, dass Krieg ist – vor allem durch die Benachrichtigungen der Angehörigen von den vielen Gefallenen. Doch persönlich hatten sie den Krieg nicht im Alltag erlebt; ihr Leben ging einfach weiter.

Im Dezember des Vorjahres hatte ich meinen Schulleiter über meinen Einberufungsbefehl informiert, den es geheim zu halten galt. Am 22. Januar musste ich mich auf dem Breslauer Herrman-Göhring-Sportfeld, das heute das Olympiastadion ist, als Soldat melden. Das war für die meisten Menschen in Breslau der Tag, an dem sie durch die Nazis auf die Flucht geschickt

wurden. Doch Angst hatte ich keine. Für mich war dieser Einberufungsbefehl der Dienst für das faschistische Deutschland. Ich war schließlich im Geiste des Dritten Reiches in der Hitlerjugend erzogen worden. Demzufolge war das für mich ein Auftrag, dem ich Folge zu leisten hatte. Ich hatte die Erwartungshaltung, dass der Weltkrieg noch eine Wende erfahren wird – nämlich dann, wenn Hitler seine Wunderwaffe einsetzen würde. Das waren vielleicht ein paar Wahnvorstellungen ... Ich hatte keine Angst und stellte keine Überlegungen an, irgendwie stiften zu gehen. Für mich war dieser Einberufungsbefehl damals eine Anordnung, der ich gehorchen musste. Mein Vater war ebenfalls Soldat und auch meine Mutter brachte dem keinen Widerstand entgegen. Die hat auch nicht gewusst, dass ich für die Festung Breslau gekämpft habe. Das hätte sie psychisch nicht überstanden. Soldaten mit anderer Haltung traf ich erst, als ich mit schweren Erfrierungen im Franziskaner-Kloster, das man zum Lazarett umfunktioniert hatte, als Kriegsverletzter behandelt wurde.

© des Titels »17 Dinge die wir von 80-jährigen lernen können« (978-3-96121-081-7)
2018 by mvv Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München Nähere Informationen
unter: <http://www.mvv-verlag.de>

Denn dort kam ich in Kontakt mit anderen jungen Soldaten, die waren so zwischen 20 und 25 Jahre alt. Diese Männer haben mir ihren faschistischen Geist offenbart, indem sie sich stolz ihrer »Heldentaten« in Polen und der Sowjetunion rühmten und mich verspotteten. Weil ich durch meinen Einsatz als Melder im April noch zwei Kriegsauszeichnungen bekommen hatte, wurde ich von diesen Soldaten als »Hitlers letzte Waffe« verhöhnt. Ich wäre also, mit anderen Worten, mit schuld daran gewesen, dass der Krieg in Breslau gewütet hat. Dass die Soldaten sich damit brüsteten, in anderen Ländern Frauen und Kinder ermordet zu haben,

hat mich geschockt. Doch kurz vor der Kapitulation haben genau diese Leute sich dann angstvoll an mich gewandt und gefragt: »Was werden die Russen mit uns machen?« Die hatten einen Schiss! Unglaublich. Das sind so Dinge, die sich mir eingepägt haben. So kam meine Ernüchterung.

© des Titels »17 Dinge die wir von 80-Jährigen lernen können« (978-3-96121-081-7)
2018 by myg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München Nähere Informationen
unter: <http://www.myg-verlag.de>

Zwischen dem 6. und 7. Mai 1945 wurde das Lazarett durch die Rote Armee übernommen. Da hat mich dann ein Angehöriger des »Nationalkomitee Freies Deutschland« aufgesucht. Deren Mitglieder waren früher Angehörige der faschistischen Armee gewesen, hatten jedoch 1943 nach der Schlacht von Stalingrad eine militärische und politische Anti-Hitler-Bewegung entwickelt. Diese Leute haben mich nach meinen Erlebnissen ausgefragt, was meinen weiteren Lebensweg positiv beeinflusst hat. Ich bin später in ein Lazarett im Kriegsgefangenenlager im tschechischen Tabor gekommen, wo ich gesund gepflegt wurde. Dort habe ich überzeugte Nazis kennengelernt, von denen nur einer vor den Rotarmisten zu seiner Einstellung stand. Was wiederum auch anerkannt wurde. Sich zu einer Sache hundertprozentig zu bekennen, selbst wenn daraus persönliche Nachteile geschöpft werden, hat mich motiviert. Ich habe nie verschwiegen, dass ich Angehöriger der Hitlerjugend war. Ich war auch Mitglied der Kampfgruppe der Hitlerjugend in Breslau. Meine Erfahrungen in diesem Alter haben also mein Leben mitbestimmt.

Kurz nach Weihnachten 1945 wurde ich entlassen. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt nicht mehr nach Breslau zurückkehren, da die Stadt nun wieder zu Polen gehörte. Darum habe ich mit meinem mittlerweile verstorbenen Schulfreund im thüringischen

Pößneck Verwandtschaft aufgesucht – ohne dies zunächst zu wissen. Dort wurde ich auch wieder mit meinen Eltern und meiner Schwester vereint. Das war ein Gefühl von Fassungslosigkeit und Glück, zum Ausdruck gebracht mit dem Ausruf: »Junge, du lebst!«, der mir bis heute in Erinnerung bleibt. Seit meiner Verabschiedung im Januar hatte meine Mutter nicht gewusst, wo ich war. So wurde ich bis Ende 1945 in relativ jungen Jahren sehr schnell zum Erwachsenen. Normalerweise beginnt ja im Alter von 16 oder 17 Jahren das jugendliche Leben erst. Für mich war's zu dem Zeitpunkt schon abgeschlossen. Ich wurde ab da wie ein Erwachsener behandelt. Die Bevölkerung in Pößneck hatte kaum direkt etwas vom Krieg mitbekommen. Demzufolge konnten sich die Menschen dort nicht in die Lage jener versetzen, die mit nichts dorthin gekommen waren. Durch meinen Namen, der noch von früheren Verwandten dort stammt, kam ich in Kontakt mit ein paar Einheimischen und fand zunächst eine Anstellung als Bauarbeiter. Danach machte ich eine Ausbildung zum Zimmermann, wodurch ich meine Familie mit Brennmaterial unterstützen konnte. Die Arbeitsstätte war Basis für Leben und Überleben. Dieser Beruf hat sich nicht nur dadurch ergeben, dass mein Vater Maurer und Architekt war, sondern auch durch meine Tätigkeit für das Unternehmen Barthold; beim Stellungsbau an der polnischen Grenze im August 1944. Da fing ich an, mit Holz zu arbeiten, wonach dieser Baustoff später Lebensinhalt meines Berufs geworden war. Dann habe ich in verschiedenen Bereichen gearbeitet, bis wir 1949 nach Jena zogen. 1950 folgte dann mein Studium, das körperlich so belastend war, dass ich zwei Jahre später wegen einer Nervenentzündung zum Kuraufenthalt nach Usedom musste. Dort ha-

be ich meine Frau kennengelernt. Bis zur Rente habe ich ausschließlich im Bauwesen gearbeitet, unter anderem in Rostock und Potsdam.

Im Leben gewinnst du viel, wenn du deinen persönlichen Egoismus überwinden kannst und versuchst, an die Gemeinschaft zu denken. Versuch, dich in die Lage Dritter zu versetzen, um zu verstehen, warum sie Unterstützung brauchen. Die Generationen meiner Eltern und meiner Großeltern waren in sich sehr verschlossen. Die haben von ihrem Leben und ihren daraus gezogenen Erkenntnissen nichts als Schweigen vermittelt. Die Ursachen dafür sind vielfältig. Das Drücken und Küssen von Kindern und Enkeln sind Dinge, die ich selbst nicht erlebt habe. Sie haben über Krieg nicht gesprochen. Ihre eigenen Erlebnisse haben sie stets für sich behalten. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg haben sie nicht von ihren Enttäuschungen erzählt. Man merkte nur, sie hängen an einer Zeit, die über Deutschland und die Welt viel Unheil gebracht hat. Und ihr Schweigen war für mich das Bekenntnis: »Wir hätten doch was sagen müssen.« Das ist auch die Erfahrung von Gleichaltrigen. Das sind Dinge, die ich anders machen wollte. Auch im hohen Alter. Das Verantwortungsgefühl anderen gegenüber in der Gesellschaft allgemein nimmt ab. Ich habe gelernt, dass die Differenzen, die man miteinander hat, nicht unter den Tisch gekehrt werden dürfen und wir uns nur gemeinsam vorwärts bewegen. Meine Erlebnisse in der Gefangenschaft mit ehemaligen faschistischen Soldaten haben mich sehr geprägt. Ich habe dadurch mit dem Faschismus abgerechnet und bin seitdem ein Verfechter des Widerstands gegen jede nazistische, faschistische oder militaristische Entwicklung. Darum kon-

zentriere ich mich darauf, diese Erfahrung an jüngere Generationen zu vermitteln.



Armin Lufer hat immer wieder den Weg in seine Geburtsstadt gesucht und gefunden, wo er bei diversen Gelegenheiten mit jungen Polen über Krieg und seine Ursachen und Wirkungen gesprochen hat. Und auch mit denjenigen, die über 70 sind, aber damals Kinder waren und nicht verstehen, was damals vor sich ging. »Wenn diese Leute Festung Breslau hören, haben sie ganz andere Vorstellungen – zum Beispiel von einer Festungsanlage wie im Mittelalter –, die es jedoch nicht gegeben hat. Ihnen versuche ich, die Ursachen zu vermitteln und damit stoße ich nicht immer auf Wohlgefallen, weil ich mich auf kriegerische Entwicklungen beziehe, die bereits mit Friedrich dem Großen in Gang gesetzt wurden.« Man müsse sich schon mit der Geschichte befassen, damit sich solche Dinge nicht wiederholen. Aber sie wiederholen sich ja gegenwärtig, erklärt Herr Lufer. Nicht nur anderswo in der Welt. Mit Sorge beobachtet er, wie sich Konflikte hier in Deutschland manifestieren. »Und darum will ich den Leuten erklären, was Krieg bringt. Den Menschen, die das nicht hören wollen, und dazu zählt auch die nächste Verwandtschaft, muss man versuchen, das zu verklickern.«



Zielstrebigkeit

Maria Vaidas-Trilling

*»Wenn du ein Ziel hast, dann lass dich nicht
von deinem Umfeld beeinflussen.«*

»Nur gute Menschen kommen rein«, tönt es fröhlich durch die Gegensprechanlage. Oben empfängt mich Maria Vaidas-Trilling, deren gute Laune ich schon von verschiedenen Geburtstagsfeiern meiner Großeltern kenne, von der ich ansonsten bisher aber nicht viel wusste. Doch schon am Telefon hat die 87-Jährige munter drauflos geplaudert – über ihre Adoptiveltern, ihren großen Traum von der Bühne, ihren Künstlernamen und darüber, wie dieser sie mit ihrer Familie vereint hat. Ihre Euphorie ist ungebrochen. Ich bekomme eine Tour durch ihr kleines Apartment in der modernen Seniorenresidenz der Malteser in Berlin-Tempelhof. An den Wänden hängen Bilder – selbst gemalt. Und Fotos, etliche Fotos, die ihre jahrelange Karriere dokumentieren. Dann erzählt sie frei von der Leber weg.



Ich muss sagen, ich hatte immer ein Ziel im Auge – immer ein Ziel! Auch in schweren Zeiten während des Krieges wollte ich stets zum Theater. Ich stamme aus Rumänien, wo ich im Alter von vier Jahren adoptiert worden bin. Ich kam in eine sehr betuchte Familie, die bis dahin kinderlos gewesen war. Mein Adoptivvater, ein Pole, war Leiter und Direktor der größten Tuchfabrik auf dem Balkan. Ich habe noch eine Schwester, die bei meiner Großmutter geblieben ist. Als ich adoptiert wurde, verlor ich meinen Geburtsnamen. Das ist Gesetz. Nun also hieß ich Szymick. Ich war ziemlich begabt und in diesen guten Verhältnissen wurde ich mit Klavier- und Ballettunterricht sehr gefördert. Das Wichtigste: Ich wollte wirklich schon immer zur Bühne. In der Volksschule in Rumänien habe ich dauernd gesungen

und gesagt: »Ich werde mal eine berühmte Sängerin«. Mein Vater meinte daraufhin stets, ich solle nicht solche Flausen im Kopf haben, denn ich müsse doch einen anständigen Beruf lernen.

1941 wollte mein Vater wieder zurück zu seinen Eltern nach Polen. Wir zogen nach Bielsko-Biala in den Beskiden. Weil wir nur die polnische Staatsangehörigkeit hatten, haben wir dort eine Kellerwohnung bekommen. Denn damals war der Ort schon von den Nazis besetzt. Ich wurde dort erst einmal in eine Hilfsschule geschickt und dann in eine deutsche Schule, wo ich schnell wegen meiner Begabung auffiel – ich sprach damals schon Französisch, weil das in Rumänien zum guten Ton gehörte. Ich hab immer getanzt und gesungen. Aber dann kam die Flucht. Das war eine schwere Zeit, doch meine Mutter und ich haben sie gut überstanden. Meinen Vater haben die Faschisten abgeholt und wir haben nie ... durch die Caritas habe ich später Bescheid bekommen, dass er in einem Lager umgekommen ist.

Ich begann mit der Malerei und anderer Kunst, womit ich meine Mutter und mich über Wasser gehalten habe. Da war ich 16 Jahre alt. Der Krieg war zu Ende und wir sind bei einer alten Freundin von ihr untergekommen. Das war in Peitz bei Cottbus und wir kamen gerade so zurecht. Entdeckt wurde ich, als ich in einem Fischerei-Verein immer Lieder von der Marika Röck gesungen habe. Das war mal ein Film- und Revuestar in den Fünfzigern bis Siebzigern. Man hat mich daraufhin zum Vorsingen nach Cottbus eingeladen und so bekam ich mit 17 ein Stipendium am Konservatorium in Cottbus. Da war ich überzeugt, dass ich eine Sänge-

rin werde, und bin zu meiner Mutter gefahren, die mittlerweile in Weimar lebte, um sie zu fragen: »Sag mal, wenn ich jetzt meinen Geburtsnamen als Künstlernamen annehme, dann hab ich doch eine Chance vielleicht mal meine Familie wiederzufinden?« Denn mein Geburtsname Vaidas war schließlich mit der Adoption verloren gegangen und der Name Szymick – das ist ja dreimal spucken, viermal niesen! Das ist doch kein Name für die Bühne. Aber Vaidas klingt schön. Und Marioara auch. Also habe ich sie gefragt, ob sie was dagegen hätte. Und meine Mutter war sehr, sehr tolerant und lieb. Meine Tante war natürlich entsetzt und hat mich ein undankbares Mädel genannt. Aber das habe ich alles überhört.

Meine Mutter hat aber auch gesagt: »Kind, wenn der Vater das erleben würde. Was willst du denn am Theater? Und das heute in der schweren Zeit. Wir haben kaum etwas zu essen.« Aber ich meinte immer: »Mama, du wirst sehen, du wirst sehen. Wir werden noch eine gute Zeit haben.« Sie war schließlich auch mit dem Konservatorium einverstanden. Ich war noch nicht volljährig, somit mussten die Eltern ihre Zustimmung geben. Und dann habe ich meine Mutter in Bautzen zur ersten Aufführung mitgenommen, wo sie in der ersten Reihe saß und anfang zu weinen, als alle geklatscht haben. Ich habe das Ännchen in Carl Maria von Webers Oper »Der Freischütz« gesungen. Da war sie natürlich ganz stolz. Ich habe mir aber auch nebenbei ein bisschen Geld verdient und mal in einem Nachtvarieté gesungen. Da war ich noch auf dem Konservatorium. »Um Gottes willen, Mädel ...«, hat da meine Mutter gesagt. »Mutter, ich kriege 20 Mark dafür«, habe ich ihr entgegnet. »Davon können wir doch wieder leben.«

Also diese Studentenzeit war schwer. Ich habe meine Lebensmittekkarte verkauft und dann Stepp-Unterricht genommen. Das kam mir natürlich alles zugute, weil ich später auch ins Musical-Fach wechseln konnte.

© des Titels »17 Dinge die wir von 80-Jährigen lernen können« (978-3-96121-081-7)
 2018 by myg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München Nähere Informationen
 unter: <http://www.myg-verlag.de>

Während dieser zweieinhalb Jahre wurde ich für die Oper ausgebildet und habe noch Schauspielunterricht bekommen. Dann habe ich eine Bühnenreifepfung in Dresden machen müssen, zusätzlich zur Prüfung vom Konservatorium. Denn ich wollte ja ein Engagement. Und 1949 musste man seine Bühnenreife nachweisen. Ich habe dann gleich ein Angebot gekriegt, als Nachwuchs für die Semperoper. Das habe ich jedoch nicht angenommen, ich wollte nicht die fünfte oder sechste Besetzung sein und nur singen: »Herr Graf, die Pferde sind gesattelt«. Darum habe ich das Engagement in Bautzen angenommen. Und da habe ich alle drei Kunstgattungen gemacht: Schauspiel, Oper und Operette. Das waren meine Lehrjahre. Da habe ich mir ein großes Repertoire zugelegt. Und danach fing eigentlich meine Karriere an.

Ich hatte in Dresden ein Angebot und auch in Berlin. Ich war erst zwei Jahre in Dresden an der Staatsoperette und bin 1952 nach Berlin gekommen, wo ich bis 1992 auf der Bühne stand. Meine Mutter fand nicht, dass das ein ernstzunehmender Beruf ist – doch sie hat erkannt, dass ich viel Unterstützung habe und war dann sehr stolz auf mich. Ich habe außerdem sehr viel Funk und Fernsehen gemacht, wodurch ich sie monatlich unterstützen konnte. Meine Gagen waren hoch, ich habe gut verdient. 1957 hatte ich als einzige Operetten-Sängerin den Kunstpreis bekommen, wodurch ich eine höhere Honorarstufe erreichte. Und nach